

Giovanni Panno (Pisa-Padova)/ Andreas Berger (Tübingen)

Novalis und die schöpferische Kraft der Grenze: Unendlicher Wechsel des Ichs? Gabriella Stanchinas *Il limite generante.*

Analisi delle „Fichte Studien“ di Novalis.

Milano: Guerini e associati, 2002.

Ist es für ein Ich möglich, „einer der unendlichen Momente“ der polyphonen Partitur in „der mehrseelischen Einheit des lebendigen Organismus“ zu sein, und zwar so, daß ein solches Ich nicht als ein absolutes selbstsetzendes Prinzip gedacht werden muß, damit das Universum nicht mehr gezwungen wäre, bloßes Ebenbild dieses Ichs zu sein? Dies sind die zentralen Fragen, die das Buch von Gabriella Stanchina (oben wurde S. 211 in unserer Übersetzung zitiert) stellt, und die gleichsam die Ergebnisse ihrer bereits vorliegenden auf die schon geplante neue Arbeit zu Novalis' *Allgemeine[m] Brouillon* projizieren.

In fragmentarisch-rhapsodischer Form durchstreifen die Reflexionen der *Fichte Studien* die Schwerpunkte von Fichtes Werk der Jahre 1794/95, wobei die basale Auseinandersetzung mit Kant, wiewohl sie explizit erst

zwei Jahre später (1797) selbst Gegenstand eigener Reflexionsstudien geworden ist, implizit bereits deutlich durchscheint. *Il limite generante* interpretiert diese Fragmente, in denen Novalis die Aporien der ersten *Wissenschaftslehre* Fichtes zu ergründen versucht hat, als Beitrag zur Debatte um die theoretische Philosophie des Novalis – einer Debatte, die zumindest in der italienischen Forschung nach den Beiträgen Giampiero Morettis und Fabrizio Desideris und der von beiden verantworteten italienischen kritischen Ausgabe von Hardenbergs Werk¹ fast beendet zu sein scheint, jedoch weniger im Sinne eines befriedigenden Abschlusses als vielmehr eines Abbruchs. Dieser Befund gilt für die deutsche Forschung zwar in dieser Form nicht, hier sind in den vergangenen Jahren mit den beiden großangelegten Arbeiten Manfred

¹ Giampiero Moretti: *L'estetica di Novalis. Analogia e principio poetico nella profetia romantica*. Torino 1991 und Fabrizio Desideri: *Il velo di Iside. Coscienza, messianismo e natura nel pensiero romantico*. Bologna 1997. Von beiden übersetzt und kommentiert sind der Band II und III der kritischen Ausgabe P. Kluckhohns und R. Samuels unter dem Titel: *Novalis, Opera filosofica*. Torino 1993. Novalis' Werk wird hier jedoch nach der oben erwähnten kritischen Ausgabe zitiert (Paul Kluckhohn/ Richard Samuel/ Hans-Joachim Mähl/ Gerard Schulz [Hgg.], *Novalis: Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs*, Stuttgart/ Berlin/ Köln/ Mainz 1960-1988, unter der Sigle NS, gefolgt von Seiten- und Fragment-Nummer).

Franks² und der Studie Bernard Loheides³ in der Tat einige wichtige neue Beiträge in die Debatte eingebracht worden. Dennoch besteht auch hier wie insgesamt ein nicht zu unterschätzendes Desiderat an instruktiven, die *Fichte Studien* auch in ihrer ganzen Breite erfassenden Kommentaren.

Diesem Desiderat ist in der deutschen und italienischen Forschung in ganz unterschiedlicher Weise begegnet worden, gründend in einer grundlegenden Verschiedenartigkeit der wissenschaftlichen Formen der Auseinandersetzung mit den Texten, die sich vor allem in deutlichen Unterschieden in Ansatz und Stil manifestiert. Ein deutliches Beispiel für die italienische Tradition bietet die Arbeit Stanchinas, die zwar keine analytische Auslegung der Hardenbergschen Reflexionen im strengen Sinne eines Kommentars darstellt, das oben bezeichnete Desiderat mithin weder auflösen kann noch will, gleichwohl aber als wichtiger Beitrag nicht nur für die italienische Forschung gelten darf.

Stanchinas Erläuterungen halten sich dabei methodisch bedingt so nahe am originalen Text, daß die Grenze zwischen Interpretation im eigentlichen Sinne und einem paraphrasierenden (wiewohl dadurch durchaus klärenden) Nachvollzug der Entwicklung der Reflexionen des Novalis fließend ist – ein Verfahren,

das (und zumindest dem deutschen Leser zunächst einmal) eher ungewöhnlich erscheinen muß und deshalb selbst einer kurzen Erläuterung bedarf, zumal es, bezogen auch auf die Ergebnisse der Arbeit, nicht ganz unproblematisch ist. Obwohl der Weg dieses Buches die zentralen Punkte von Novalis' Analyse zusammenführt, betrachtet die Autorin den Inhalt der *Fichte-Studien* nicht als statisches Objekt, sondern versucht, die Bewegung des Gedankens als solche darzustellen. Es handelt sich dementsprechend um keinen Versuch, Ergebnisse von Novalis' Theorie in ein System zu stellen, sie zu katalogisieren: Das Verfahren ist nicht das der Fixierung einer kritischen Interpretation, sondern eines, das auf deren Basis *Kritikfähigkeit* beim Leser evozieren soll, der seine Interpretation in den Räumen zwischen den Fragmenten frei erschaffen soll. Sucht man dementsprechend in Stanchinas Auslegung eine neutrale bzw. neutralisierte Kommentierung der Fragmente des Novalis, wird man zwangsläufig enttäuscht werden müssen, denn verfahrensbedingt kann und will diese Auslegung nicht *unschuldig* sein: Indem sie die Bewegung der Hardenbergschen Reflexionen durch Metaphern und dichterische Ausdrücke nachzuzeichnen versucht, wählt sie nämlich zwangsläufig Mittel, die denen von Novalis selbst entsprechen. Die Anziehungs-

² Manfred Frank: ‚Unendliche Annäherung‘. Die Anfänge der philosophischen Frühromantik. Frankfurt am Main 1997 und Manfred Frank: Selbstgefühl. Frankfurt a. M 2002.

³ Der Text von Bernard Loheide: *Fichte und Novalis. Transzendentalphilosophisches Denken im romantisierenden Diskurs*. Amsterdam-Atlanta 2000, ist kein Kommentar, sondern eine Interpretation, die zwei Gedanken unabhängig voneinander darstellt.

kraft der theoretischen Bewegung der *Fichte Studien* ist deshalb mitunter sogar so stark, daß Stanchinas Arbeit teilweise auch stilistisch beeinflußt wird, der Stil Novalis' nachgeahmt scheint. Das Verfahren führt teilweise auch in der Sache dazu, daß die Aussagen der Autorin und diejenige der *Fichte Studien* ineinander verschwimmen, ohne dass der Leser auf den Übergang vom Subjekt zum Objekt der Kritik hingewiesen wird. Wo der Gedanke Novalis' besonders stark zum Vorschein kommt, neigt die Erläuterung Stanchinas fast dazu, sich hinter diesem zu verbergen.

Somit muss Stanchinas Buch als philosophisch-systematischer Versuch an Klarheit und Ordnung einbüßen, indem sie sich eher einer Interpretation als einer historisch-philologischen Rekonstruktion nähert, die allererst die Basis für eine systematische Erschließung legen will. So birgt der Wille, dem Gedanken des Novalis seinen freien Ausdruck zu lassen, das Risiko mit sich, das Verhältnis zu Fichte nicht ganz klar darzulegen. Andererseits ist das auch gar nicht beabsichtigt: Die Position beider Philosophen wird ganz bewußt nicht (wie etwa bei Loheide) in separaten Teilen entwickelt, um zu verdeutlichen, daß der Einfluß der ersten *Wissenschaftslehre* auf Novalis und die Abweichung der *Fichte-Studien* von ihr vom Leser selbst in der Lektüre der *Fichte Studien* gleichzeitig präsent zu halten sind.

In gewisser Weise stellt sich *Il limite generante* mit diesem Verfahren damit gerade die Komplexität der fragmentarischen Form und seine unendliche Erweiterung als Aufgabe. Gesucht wird eine Übergangsform,

die den Gedanken als noch lebendig produzierende Bewegung seiner Inhalte greifbar werden läßt, und zwar mittels eines gleichsam fließenden Interpretationsstils und durch die Benutzung geometrischer Metaphern, die die Begriffe in graphischer Auflösung dynamisch zu fassen versucht. Da eine direkte Explikation seines Wesens unmöglich ist, wird der Gedanke, in performativer Umsetzung seines Gegenstandes auf dasselbe Netz, dieselbe Matrix beschränkt, welche das Ich zwingt, sich nur in einem Bild außer sich darzustellen. Aufgrund ihrer strukturellen Homologie erscheint es zwangsläufig so, als entsprächen die Wege des Ichs und des Gedankens einander. Es ist ein Verdienst dieses spezifischen Interpretationsverfahrens der Autorin, dem Leser die Wendung des Ichs zu sich selbst als gleichzeitige Darstellung desselben Ichs nahe zu bringen. Jedoch sind die Grenzen der objektivierenden Interpretation noch deutlich zu spüren, sowohl bei der Selbstermächtigung des Ichs in seiner allmählichen Erweiterung nach der Außenwelt, als auch bei der Beschreibung der inneren „generativen Gliederungen“ des Ichs. Äußerlich sind dies die zwei Haupteinteilungen, in denen Stanchina die Problematik des Ichs entwickelt, auch wenn das ganze Buch von einer einheitlichen Idee durchzogen ist, der nämlich der unendlichen Schöpfungsmöglichkeiten der Grenze des Ichs: In sich ist es insofern unendlich geteilt, als der erste Schritt darin besteht, das Identische zu „verlassen“ (NS II, S. 104, Nr. 6) – und *sich* als Identisches zu verlassen – zu seiner eigenen Darstellung. Durch das von der produktiven Einbildungskraft be-

arbeitete symbolische Element gelingt es dem Ich, über sich hinaus zu verweisen, oder besser, jenseits seiner Selbstdarstellung zur Entstehung seiner eigenen autonom-bewegten Ordnung beizutragen. Der Versuch der Gefühlswahrnehmung läßt die notwendige ursprüngliche Dualität des Ichs mit sich selbst durchscheinen (S. 50), dies geschieht jedoch nicht in der Gestalt der Ur-Diade, da jeder Übergang zwischen dem Ich und seiner Selbstdarstellung spezifische Differenzen seiner selbst bewahren kann. Der Auslegung der Autorin nach sind diese Eigenarten die zu bewahrenden Richtungen, die das Ich als Hintergrund und/ oder als Gestalt bestimmen.

Im Zentrum der Aufmerksamkeit des Buches steht Novalis' mehrdimensionaler Raumbegriff, der weder ein euklidischer – wie derjenige Fichtes – „noch ein nicht homogener oder unentschiedener, zu allen den möglichen Koordinaten geöffneter“ ist, sondern „ein Raum, der seine innerliche Orientierung schon besitzt, die von seinen Krümmungen ihm gegeben werden“ (S. 77). Dieser neue (s. o.) Raumbegriff besteht in der Definition der Anfangs- und Endpunkte des Verlaufs dieser krummen Koordinaten. Gibt es aber die Möglichkeit, eine räumlich sichere Perspektive zu gewinnen, von der man diese Bewegungen bestimmen kann?⁴ In Novalis' Sicht nicht, vielmehr muss in der Bewegung des Wechsels selbst ein Punkt vorhanden sein, durch den die *Opposita* ihre spezifische Unterscheidung offenba-

ren können, gerade kraft der von ihnen angenommenen Richtung. Sind die statt dessen von der Autorin erwähnten „Nullpunkte“ die Lösung, die die Bewegungen der Wechselwirkung ordnen und verstehen lassen?

Eine Anspielung auf dieses Problem ist schon im Titel selbst aufzufinden, indem „die Grenze“ („Il limite“) ein möglicher Nullpunkt sein könnte. Diesem entspräche aber nicht eine Neutralisierung der Bewegung, vielmehr die Entstehung des Wechsels selbst zwischen Gegensätzen. In diesem Sinn „schöpft“ die Grenze („Il limite generante“) die Koordinaten der Bewegung und die Bewegung selbst. Dies kann jedoch noch nicht ausreichen, um die Fruchtbarkeit dieser Schöpfung mit Klarheit zu definieren, die, wenn auch nicht erkennbar, aussprechbar sein sollte.

Da der rein sprachliche Ausdruck nämlich nicht fähig ist, das Bewegungsschema zu symbolisieren, wird das Bewusstsein durch seine graphische Darstellung gleichsam in eine geometrische Sphäre versetzt, um den ununterbrochenen *Einbruch* des zweidimensionalen Raumes in die dritte Dimension in seiner Neuartigkeit hervortreten zu lassen. Diese neue Art der Beziehung impliziert ihre Gegenseitigkeit und Gleichzeitigkeit. Daher erweist sich die Anwendung des kantischen Schemas, eine *Regel* zur Wechselwirkung zu liefern (S. 112), als unzureichend. Denn Zeit verwandelt sich in einen „Dynamismus der Wechselbestimmung“ (S. 117), folglich übernimmt

⁴ Dies wäre ein weiterer künstlicher Beginn des Bewusstseins und würde keine natürliche Sehfähigkeit hervorbringen, wie sie Fichte in seiner *Wissenschaftslehre* 1807 angestrebt hat.

das Schema, gerade in Bezug auf die Zeit, zwei unterschiedliche Aufgaben: Einerseits wird das Bewusstsein zu jener besonderen Form der „Mittelbarkeit und Implementation“, in der Ich und Nicht-Ich sich aufeinander beziehen, indem sie in sich eine Spur des jeweils anderen tragen, andererseits stellt sich das Schema als eine „selbstbestimmende Totalität“ dar, die ihre Zeit stets als genealogisches Moment erfährt.

Selbst wenn Stanchinas These nur schwer anfechtbar ist, daß die Freiheit durch ein „selbstbewußtes Hineintreten in den Kreis der Wechsel“ entsteht, „der mich hervorbringt, während ich ihn hervorbringe“ (S. 100), bleibt als ein Hauptproblem die Bestimmung eben dieser *Selbstbewußtheit* bestehen. Zur Auffindung eines dynamischen Punktes, der als *Spiegelpunkt* für die *Opposita* gelten könnte, ohne sie festzuhalten, muss seine zeitliche Zweideutigkeit bzw. seine aktive und passive Seite aufgeschlüsselt werden. Dem produzierenden Ich, das das Werden im Vergehen seiner Zeit beherrscht, entspricht ein leidendes Ich, das sich aufhebt, um Raum und Zeit frei zu lassen („*Ich bin nicht inwiefern ich mich setze, sondern inwiefern ich mich aufhebe – Ich bin nicht, inwiefern ich in mir bin, mich auf mich selbst anwende.*“ NS II, S. 196, Nr. 4). Die Stringenz, mit der Stanchina die mehrstufigen Teilungen des Ichs bei Novalis untersucht, erscheint kraftvoller als diejenige, mit der die Passivität des Ichs dargestellt wird. Die Perspektive dieser Darstellung ist vielmehr klarer in den Novalis' höherer Gnoseologie gewidmeten Abschnitten zu finden. Dieser Gnoseologie zufolge steht das anthropomorphisierte Ich Fichtes in

einem Verhältnis zu seinem Objekt, das beide, Ich und Objekt, *implementiert*. (Stanchina reichert ihre Analyse um Metaphern an, die auf Mathematik und Geometrie anspielen, womit implizit bereits auf die mathematischen Formeln von „Differenzial“ und „Integral“ in Novalis' *Brouillon* vorverwiesen wird: NS III, S. 291, Nr. 23). Entlang der Erforschung seiner Grenzen wird das Ich in seine unendlichen Stufen zergliedert und wiederhergestellt. Die gesuchten Grenzen verbinden das Ich zu seiner Selbstdarstellung, die als komplexes Spiegelenspiel mittels der Metapher des sich beim Malen selbst malenden Malers erklärt wird. Dieses Bild, das schon im ersten Teil des Buches eingeführt worden ist (S. 132), begleitet mit der Wirksamkeit des Paradoxen die ganze Untersuchung der Selbstdarstellung des Ichs bei Novalis. Die Verteilung und Wiedergeburt des Ichs wird als ursprüngliche Diskontinuität gefasst. Genau in dem Punkt, der die Verbindung als ein unendliches Verhältnis herstellt, entsteht ein solcher Hiatus, der der Autorin nach aber nicht bloß „gefüllt“ (S. 108), sondern durch die Unendlichkeit des Zeichens lebendig gemacht werden soll.

In bezug auf die Durchsichtigkeit des Nullpunktes der Verbindung zwischen Ich und Nicht-Ich scheint die Autorin jedoch eine aktive Lösung vorzuziehen. Zumindest wird von den zwei einander ergänzenden Wirkungen des Ichs – Hervorbringung der symbolischen Struktur und Selbstabzug – die erste ausführlicher als die zweite dargestellt. Diese Wahl ist einerseits der Perspektivierung der ganzen Arbeit geschuldet – dem Nachweis der schöpferischen Kraft

der Grenze, nicht dem ihres Scheiterns! –, andererseits umgeht Stanchina damit die problematische Variante einer *positiven Auslegung* dessen, was zur Sphäre des Unsagbaren gehört. Es ist in diesem Zusammenhang bedauerlich, daß auf einen direkten Vergleich mit den Schriften Hölderlins verzichtet worden ist, gerade weil diese als weiterer Kontexthintergrund in der Arbeit Stanchinas deutlich zu erahnen sind. Insbesondere wäre es hilfreich gewesen, den Schwerpunkt einer Auslegung des Ichs als *unendliche Verteilung* auf diese Weise auszugleichen, da gerade anhand einer Konfrontation der *Grenze* bei Novalis mit Hölderlins *Urteil und Sein* die Rolle des Bewusstseins als *transitus* (*Übergang*) sehr viel deutlicher hätte gezeigt werden können. Dieser strukturellen Eigenschaft nach müsste man das Bewusstsein über Stanchinas Analyse hinausgehend *ab origine* auch passiv verstehen können: Sobald die Reflexion das Bewusstsein ergreift, ist dies eine schon verlorene Einheit. Bewahrt das Bewusstsein auch sein notwendiges Vermögen, passiv zu sein, so kann es als das *ursprünglich Gefühlte* dargestellt werden, woraus der Wechsel bis zur Gestalt des *Du* im *Allgemeine[n] Brouillon* zu realisieren ist. Die Analyse der „sich selbstbewegenden Struktur“ (S. 191), innerhalb derer ein Übergang zwischen Objekt/ Gegensatz und Zustand/ Gegenstand festzuhalten ist, bietet endlich die Möglichkeit, die Erfindung des Gefühls als *äußerliche/ innerliche Grenze* des Bewusstseins zu bewerten.

Dieser notwendige Schritt, die zeitlichen auf die *imaginativen* Eigenschaften zu beziehen, kommt in

Stanchinas Arbeit nicht vollständig zum Ausdruck. Dem Versuch des Bewusstseins, sich *in die Zeit* seiner unendlichen unzeitlichen Möglichkeiten zu versetzen, entspricht die strukturelle Rolle der Täuschung und der Einbildungskraft, eine symbolische Welt schaffen zu können. Falls es nur eine Täuschung des Bewußtseins wäre, „seine eigene Geburt zu beherrschen“ (S. 198), könnte es nie nur Mittelpunkt eines neutralisierten Wechsels sein. Genau das ist der Grund, warum die produktive Einbildungskraft die Richtungen des Wechsels von der Täuschung und der Passivität zur symbolischen Ordnung der Welt des Bewußtseins erheben muß (zum Beispiel die *Scheinnegation Gegenstand-Zustand*, S. 172). Daher kann das Bewußtsein vom Reichtum der Gegensätze befruchtet werden, während der Wechsel vielfältige Perspektiven annimmt, die ihn in der zusammenfassenden Bewegung der Sphäre Ich-Welt zur universellen Macht erheben. In seiner Artikulation in den Bestimmungen des politischen, religiösen und historischen Lebens (insbesondere, wenn man an *Die Christenheit oder Europa* und *Glauben und Liebe* denkt) trägt der Wechsel einen prinzipiell unumkehrbaren Charakter: Die ursprünglichen Bedingungen sind der Rekonstruktion nicht zugänglich. Die Zeit, in der der Wechsel das Bewußtsein geprägt hat, ist in einen Zwischenzustand zwischen Raum und Zeit übergegangen: Sie ist deshalb keine Zeit mehr, weil sie von den unendlichen Krümmungen des sphärischen Raumes des Bewusstseins durchdrungen ist, sie kann aber dennoch auch kein *more geometrico* zu vermessender Raum mehr sein,

sondern ein goldenes Zeitalter des Bewusstseins (S. 198). Diese Zeit als konkretes utopisches neues Mittelalter zu verstehen, würde aber zu kurz greifen, zumal dann die Verbindung zur theoretischen Arbeit des Novalis, ja sogar deren Anlaß hinfällig wäre.

Die „polare Sphäre“ (NS II, S. 384, Nr. 9) des goldenen Zeitalters stellt den Eingang des Nexus *Ich – Nicht-Ich* in die Geschichte dar, aber welchen Charakter hat diese Übertragung der Unendlichkeit des Wechsels in die endliche gemessene Zeit? Das Risiko einer zur Ewigkeit

verdamnten Gegenwärtigkeit, oder schlimmer noch, der verkehrten Wiederholung des Identischen, kann vielleicht durch das freie Spiel der produktiven Einbildungskraft vermieden werden. Diese beiden Fragen bleiben aber noch offen und verweisen bereits auf die geplante Arbeit der Autorin über das *Allgemeine Brouillon*. Von dieser Arbeit wird man eine ebenso einfühlsame und nuancenreiche Analyse des Werkes Novalis' erhoffen dürfen, wie sie mit ihren Betrachtungen über die *Fichte-Studien* vorliegt.